

Johannes Comander

Autor(en): **Jenny, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1957)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNER MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT
FÜR BÜNDNERISCHE GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON DR. RUD. O. TÖNJACHEN

Johannes Comander

Von Pfarrer Wilhelm Jenny, Chur

Als Johannes Comander im Frühling 1523 das Amt eines Pfarrers zu St. Martin antrat, stand er im 40. Lebensjahr. Es war also nicht schäumendes, junges Blut, was ihn antrieb, hier die Kirche zu reformieren. Als reifer, erfahrener Mann ging er an diese Arbeit, wohl wissend, daß zu solchem Werk weder jugendliche Begeisterung noch feuriges Temperament ausreichen.

Noch kannte der 40jährige damals die Schwierigkeiten nicht, die sich hier, in der Bischofsstadt, der Erneuerung entgegenstellen werden. Noch war der Widerstand der Gegner nicht abzumessen, noch war unbekannt die Gefahr, die aus den eigenen Reihen durch radikale Schwärmer sein Werk in Gefahr bringen werden. Noch war damals alles in Bewegung, im Aufbruch, die Atmosphäre voller Hoffnung. Und mit vielen seiner Zeitgenossen, den Humanisten jedenfalls, glaubte auch er, ein schöneres Zeitalter sei angebrochen.

Und doch trat der bedächtige Mann nur zögernd an die neue Aufgabe heran. Wird er ihr gewachsen sein? Ahnt er etwas von dem Übermaß an Arbeit und Leiden, die hier die zweite Hälfte seines Lebens füllen werden? Jedenfalls kommt er nach Chur nicht in stürmischem, siegessicherm Selbstbewußtsein. Er zögert. Und wenn er dann zusagt, so bricht er doch die Brücken nach hinten nicht ab, sondern behält sich vor, nach einem Jahr zurückzukehren in sein bisheriges Amt, falls sich zeigen sollte, daß er nicht der Mann ist für Chur.

Doch er war es. Und nach Jahresfrist verzichtete er endgültig auf die Pfarrei Escholzmatt. Er gehörte fortan zu Chur, teilte gute und böse Tage mit der Stadt und diente ihr hingebend durch 33 Jahre hindurch, bis zu seinem Tod im Februar 1557, dessen wir in diesem Jahre gedenken.

Wer war dieser Johannes Comander? Wir fragen zuerst nach seinem Herkommen, dann nach seiner Vorbildung, schließlich nach seinem Charakter.

Herkommen

Comander stammte aus Maienfeld, der kleinen Stadt an der uralten Straße, die von Italien über Chur nach dem Bodensee führt. Damals lag die dreitorige Stadt, flankiert von der mächtigen Burg der Freiherren von Brandis, noch unmittelbar am Fluß. An der Landestelle vor dem Rheintor legten die Schiffe der Kaufleute an, die Korn und Tuch von Bregenz her ins Prätigau und nach Italien lieferten. Im Jahre 1483 brachte der Hutmacher Dorffmann seinen Knaben zur Taufe in die Amanduskirche. Johannes sollte er heißen. (Man hätte ihm ebensogut den Namen des Kirchenpatrons, der Liebenswerte, geben können, denn es sollte aus ihm ein in Liebe starker und lebenswürdiger Mann werden, eben der Reformator unserer Stadt.) Von «Hansen Dorffmann» sprachen seine Freunde noch in den ersten Jahren seines hiesigen Wirkens. Dann verschwindet der deutsche Name mehr und mehr und wird ersetzt durch die griechische Form «Comander». (Wahrscheinlich geschah diese Übersetzung nicht nur damaligem Gelehrtenbrauch folgend, sondern auch, um Verwechslungen mit andern Priestern dieses Namens vorzubeugen. Ein solcher, nicht eben rühmlicher, amtete damals in Ragaz.)

In seiner Heimat Meygenfeld (so nannte man damals die kleine Stadt, die römische *Magia*) ging der Knabe zur Schule, lernte lesen und eignete sich jene Schrift von wundervoller Klarheit und Präzision an, die ihn noch in späten Jahren vor den meisten seiner schreibenden Zeitgenossen auszeichnete.

Dann bestieg der Vater mit dem geweckten Knaben das Schiff, um ihn (nicht etwa rheinaufwärts nach Chur, sondern stromabwärts nach St. Gallen und dann bergauf wandernd) nach St. Gallen zu bringen, damit er dort die Lateinschule besuche. Von jetzt an hören wir nichts mehr

von den Eltern Dorffmann. Es mag sein, daß sie der großen Pestepidemie, die 1508/09 fast die Hälfte der Bevölkerung von Maienfeld dahintraffte, zum Opfer gefallen sind.

Die Schulzeit in St. Gallen war für den jungen Herrschäftler so wenig wie für viele andere Schüler eine Zeit ungetrübter Freude. Zu sehr vertraute der Lateinlehrer Simon auf die Nachhilfe seines Stockes. Aber freudig erinnerte sich später der reife Mann an den Kameraden, der mit ihm die lateinische Grammatik lernte: den St. Galler Patriziersohn Joachim von Watt. Mit diesem wird er dereinst von Chur aus so manchen Brief wechseln und in ihm nicht nur den treuen Mitkämpfer, sondern auch den beratenden Arzt gewinnen. (Eben in jenen 90er Jahren weilte übrigens ein Oheim von Watt hier in Chur und stiftete den schönen Schlußstein, der das erste Gewölbejoch unserer Martinskirche ziert.)

Vorbildung

Wir wenden uns jetzt der Vorbildung für das geistliche Amt zu. Die Schulzeit ging zu Ende, die jungen Lateiner rüsteten sich für das Hochschulstudium. Ihre Wege trennten sich. Vadian wurde nach Wien geschickt, Comander nach Basel, der damals einzigen schweizerischen Universitätsstadt. Eben erst war sie dem Bund der Eidgenossen beigetreten. Eine neue, größere Welt tat sich dem Studenten hier auf. Die Weite und der Reichtum mittelalterlicher Philosophie wurde hier gelehrt. Aber daneben begegnet der junge Mensch auch jener neuen Bewegung, die alle empfänglichen Gemüter der Zeit erfaßt: dem Humanismus. Der große Erasmus von Rotterdam, dessen Name und Werk eng mit Basel verknüpft sind, weilt zwar jetzt nicht in der Rheinstadt. Aber sein Ruhm schwingt über alle Landesgrenzen hinweg; seine Bücher werden kaum irgendwo so eifrig gedruckt wie in den Offizinen von Basel, und der Zauber seiner Gedanken packt die Leser seiner Schriften noch mehr als die unmittelbaren Hörer.

Unter den Basler Studenten trifft Comander einen hochbegabten Ostschweizer Bauernsohn namens Ulrich Zwingli, einen begeisterten Erasmusschüler. Eben dieser Zwingli gibt später im Rückblick auf die Basler Zeit den Ratsherren von Chur über seinen Maienfelder Kommilitonen das Zeugnis ab, «er sei ihm von Jugend an bekannt, sowohl durch seine charakterfeste Lebensart (*Integritate morum*) als auch

durch seinen Fleiß im Studium.» Zwingli nennt damit zwei Wesenszüge seines Freundes, denen wir später immer wieder begegnen.

Wieder trennen sich die Wege zweier Freunde für viele Jahre. Während Zwingli 1506 die Pfarrei Glarus übernimmt, wendet sich Comander, nachdem er den ersten akademischen Grad des Baccalaureus erworben, nach Zürich (wir übergehen diese Zeit) und wird 1512 Pfarrvikar und nach neun Jahren Pfarrer in Escholzmatt, zuoberst im Entlebuch.

Erstes Amt

Der Übertritt von der Hochschule ins praktische Amt bedeutet für einen jungen Pfarrer eine kritische Phase. Und zumal wenn einer von Basel ins luzernische Hinterland versetzt wird. Was will er unter diesen hart arbeitenden Bauern mit humanistischen Ideen, mit dem verfeinerten Christentum des Erasmus? Hier wird er altüberlieferte, festgeformte kirchliche Zeremonien zelebrieren, hier hat er es mit gut rechnenden Bauern und derben Alpknecchten zu tun. Die zähe Materie des Kirchenrechtes mit seinen zahllosen Klauseln und Ausnahmen muß er handhaben lernen. Bei alledem sollte er selbst zum Rechner werden, um den Weg zu finden im Gestrüpp der mancherlei Stiftungen und Verpflichtungen, der Leistungen und Abgaben. Aber Comander geht nicht unter im kirchlichen Verwaltungswesen. Er ist zu stark ergriffen worden von den Einsichten einer neuen Zeit, um der Routine zu verfallen. Zu nahe ist ihm durch Erasmus das Christentum des Neuen Testaments ans Herz gewachsen, um nicht kritisch die eigenen Amtspflichten zu messen an einem höhern Maß.

Und selbst wenn sein Geist nicht von so strenger Wahrhaftigkeit und von so hohem Ernst wäre, zwei Erscheinungen müßten gebieterisch ihn aufrütteln und zu einer selbständigen Betrachtung aller Dinge seiner Umwelt und seines Amtes nötigen.

Falls etwa Comander vor seinem Einzug in der Pfarrei Äschlismatt geglaubt haben sollte, er werde es im Entlebucher Bergdorf mit weltfremden Bauern, die höchstens einmal ihre vieltürmige Hauptstadt Luzern zu Gesicht bekommen hätten, zu tun haben, so wäre er bald eines andern belehrt worden. Viele dieser jungen Bergler hatten mehr von der Welt gesehen als ihr junger Pfarrvikar. Und sie waren in der Fremde tiefer eingetaucht in das brodelnde, zügellose Weltleben der

Zeit, als ihm lieb sein konnte. Wenn da an Markttagen die Männer und Burschen zusammenströmten von ihren Bergheimen, zusammen-saßen unter der Linde und in den Wirtshäusern und zu erzählen be-gannen – immer wieder waren es Geschichten vom Krieg, die man zu hören bekam.

Als Comander im Luzernischen eintraf, war noch in frischester Er-innerung der «kalte Winterfeldzug», der im vergangenen November (1511) die Innerschweizer in die Lombardei geführt hatte. Im Tumult waren die Leute aufgebrochen, ohne Planung ins Feld gezogen, er-reichten nichts angesichts des feindlichen Widerstandes der Städte, nichts als «eine wahnsinnige Verwüstung der wehrlosen Landschaft» (Gagliardi). Mit diesen barbarischen Helden hatte es jetzt der junge Seelsorger zu tun. Im Geiste sah er die sinnlose Verwüstung der Dörfer des südlichen Nachbarlandes, eines christlichen Landes, das den Lu-zernern nichts zu Leide getan. Und mit Augen und Ohren erkannte er die Verwüstung, die an den Seelen und Leibern seiner Pfarrkinder angerichtet war durch die Kriegsleidenschaft. Verroht in ihrem Ge-fühl, oder schwerbeladen in ihrem Gewissen, und gleichzeitig vergiftet von einer unfaßbaren Gier nach neuen Feldzügen — so sah er das Bild der Jungmannschaft seines Dorfes. Scheinbar kerngesund und in ur-wüchsiger Kraft schritten diese Burschen daher, laut ihre Kriegslieder singend. Anders war das Bild, wenn sie als Einzelne vor dem Beicht-vater standen. Da zeigte sich ihre Jugend zerfressen und mit der Er-innerung grausamer und schändlicher Taten belastet.

Wir übergehen hier die Erfahrungen, die der Pfarrer bei den Feld-zügen der folgenden Jahre machte und erwähnen nur mit einem Wort den Aufschrei, der durch die Täler ging, als das geschlagene Schweizer-heer von Marignano heimkehrte. Schweres Amt, jetzt die Kirchengenos-sen zu trösten, die den Hausvater, den Bruder, den Sohn nicht unter den Heimkehrenden fanden oder nur als notdürftig verbundene Krüp-pel. Der Grimm über diese sinnlose Zerstörung bester Volkskraft durch die Kriegszüge zittert lebenslang nach im Geist und im Wort dieses Predigers voll Liebe und Mitgefühl.

Zwei Fragen mußten angesichts all dieser Not dem jungen Priester vor allem auf der Seele brennen. (Die erste: wer ist Schuld an dieser Verirrung eines ganzen Volkes? – müssen wir als zu verwickelt für eine kurze Darlegung hier unbeantwortet lassen.) Die andere lautet: was

sagt die Kirche dazu, was sagt die christliche Kirche zu solchen Greueln? Der Priester fragte und fragte – und bekam keine Antwort. Es war, wie wenn die Gefragte nicht hörte was vorging im Lande, wie wenn sie in tiefen Schlaf versunken wäre. Aber dann bekam er doch eine Antwort, und sie war noch bedrückender als das Schweigen. Die Kirche war selbst beteiligt und interessiert am blutigen Nebenhandwerk der Schweizer. Der Hauptagitator, der die Kriegslust schürte, war der höchstgestellte Priester in der Eidgenossenschaft, der Kardinal Schinner. «Ohne Schinner wären die spätern Mailänder Kriege so wenig zum Ausbruch gekommen, wie z. B. die Kämpfe gegen Karl den Kühnen ohne den bernischen Schultheißen Niklaus von Diesbach» (Gagliardi). Und der Kardinal wiederum hätte dieses Amt eines Agitators nicht ausüben können, wenn nicht jener andere Mann, der sich «Heiliger Vater» nannte, selbst einer der kriegführenden Fürsten gewesen wäre. – Wie konnte es anders sein, als daß der Einblick in diese Zusammenhänge in Dorffmann eine tiefe Krisis erzeugte und das Verhältnis zu seiner Kirche trübte. Diese Kirche war krank. Sie, die Friedensmacht und Heilerin der Gebrechen der Menschheit sein sollte, sie selbst schürte das Unheil, sie selbst machte sich schuldig daran, bis in die oberste Spitze ihrer Hierarchie hinauf!

Zu dieser ersten aufwühlenden Erfahrung, die den Priester vom ersten Amtsjahr an in Atem hielt, trat erst später, leiser, aber noch tiefere Spannung erzeugend, eine ganz andersartige. Kleine Broschüren, erbauliche Büchlein, zum Beispiel über das Unservater, geschrieben von einem norddeutschen Mönch, der fast genau gleichaltrig mit Comander war, erschienen auf dem Markt und wurden von Freund zu Freund weitergegeben. Ein neuer Ton war angeschlagen in diesen Heften aus der Feder Martin Luthers. Jedermann horchte auf, verfolgte mit Spannung das Drama, das jetzt im Reich draußen abrollte, vom Thesenanschlag 1517 bis zum Reichstag zu Worms 1521. Ähnliche Töne wurden jetzt auch in Einsiedeln, in Zürich gehört. Und dann kam der Tag, da die gesamte Pfarrerschaft des Standes Luzern zum Museggang in der Hauptstadt sich, wie alljährlich, einfand und die berühmte Museggpredigt anhörte. 300, 500 Priester waren an diesem Tag zuweilen versammelt, an sonstigen Zuhörern bis zu 5000. Das Fest war jedes Jahr ein Staatsereignis. Nur hervorragenden, oft auswärtigen Kirchenmännern wurde die Ehre zuteil, die Festpredigt zu halten.

Diesmal, im Jahr 1522, fiel sie auf Konrad Schmid, den Komtur des Deutschritterhauses Küsnacht, einem Gesinnungsgenossen Zwinglis. Es war ein klares Zeugnis des Evangeliums, so wie es Luther wieder zu Ehren gebracht, das öffentlich, vor Staatsmännern, Priestern, Kriegsheuten und vor allem Volk abgelegt wurde. Die Wende stand bevor. Der Kirche Luzerns war öffentlich angesagt, wohin der Weg der Kirche ginge, wenn sie gesunden sollte. Und daß die Erneuerung nur aus dem innersten Zentrum der Schrift heraus, der Verkündigung der allein rettenden Gnade Gottes in Christus, geschehen könne.

In dieser entscheidenden Zeit wurde der Pfarrer des entlegenen Escholzmatt nach der Stadt Chur berufen. –

Das also war die Vorbildung, die Comander in das neue Amt unter seinen bündnerischen Landsleuten mitbrachte: eine solide Schulbildung (wie jene Zeit sie bieten konnte), einen gründlichen Einblick in das Volksleben und seine Schäden, eine vertiefte Erkenntnis durch die Begegnung mit der Gedankenwelt Luthers und die Vertrautheit mit der alten, neu entdeckten Urkunde der Pläne Gottes und der Geschichte seines Reiches: der Bibel.

Charakter

Diesem Überblick über die Entwicklung Comanders bis zum Amtsantritt in Chur schließen wir jetzt ein kleines Bild seines Charakters (oder einiger Züge desselben) an, so wie es sich uns im Lauf der Beschäftigung mit seinen Briefen und seiner Predigt ergeben hat.

Wir haben kein Porträt von Comander. Erst ein Bildhauer unserer Tage (Münch in Zürich) versuchte seine Gestalt darzustellen (an der südlichen Bronzetür des Großmünsters in Zürich). Man sieht dort eine schwächliche, eher kleine, hagere Gestalt, mit eingefallenen Wangen. – Es ist ungefähr das Gegenteil dessen, was wir uns vorstellen dürfen, wenn wir an den Reformator unserer Stadt denken. Er muß von kräftiger Statur gewesen sein, eher breit als zartgliedrig, eher massig als zierlich, dabei von robuster Gesundheit (von den Augen abgesehen, die ihm viel Sorge machten). Und wie es Leute von diesem Schlag oft sind, war er bedächtig in seiner Bewegung, zurückhaltend in seiner Äußerung.

Der Schaffhauser Hofmeister, ein weitgereister, gelehrter, sehr lebhafter Mann, war, als er Comander auf dem Gespräch in Ilanz zum

erstermal traf, zunächst enttäuscht von ihm. Nach dem ersten Verhandlungshalbtag erwartete er nicht eben viel von ihm für die Fortsetzung. Als dann endlich der Churer Pfarrer aus seiner Reserve heraustrat und nach vorn schritt, um seine erste These ausführlich zu begründen, machte er auf den skeptischen Hofmeister den Eindruck eines schwerfälligen Mannes. Der Beobachter beschreibt das Vortreten drastisch so: «Er satzt sin Fuoß als ein Müder Ochs.» Aber der müde Ochse entpuppte sich in der dann folgenden Rede als ein starker, zu fürchtender Löwe. Und Hofmeister gesteht nach diesem eindrücklichen Votum erstaunt: «Hets nit hinder im gsucht.»

Comander wußte übrigens sehr wohl, daß er an selbständiger Gelehrsamkeit und an Begabung nicht heranreichte an seine Freunde Zwingli und Vadian. Und wir würden seinem Andenken einen schlechten Dienst tun, wenn wir ihn höher hinaufschrauben wollten, als er sich selbst einschätzte. Er war nüchtern genug, um den höhern Rang seiner Freunde, ohne viel Worte, aber auch ohne Neid, anzuerkennen. Es war gar nichts Streberisches an ihm. Und gerade seine Bescheidenheit macht ihn uns besonders sympathisch. Dieser Wesenszug blieb übrigens im Gedächtnis seiner Zeitgenossen fest haften, und noch Anhorn, der sonst wenig Einzelkenntnis über den Reformator hat, rühmt ausdrücklich diesen Zug, offenbar auf mündlicher Überlieferung fußend.

Es findet sich bei Comander keine Spur jener Gelehrteneitelkeit, die einem die Humanistenbriefe verleidet. Die Sachlichkeit und Knappheit seiner Schreibweise ist wohlthuend, selbst wenn man bisweilen ihre Trockenheit und Kühle beklagen möchte. Dagegen hat Comander vom Humanistenkreis als wertvolles Erbe den eisernen Fleiß im Studium übernommen. Es bleibt immer denkwürdig, daß dieser vielbeschäftigte Mann noch mit fast 50 Jahren sich an das Studium der hebräischen Sprache heranmachte. Und noch eindrücklicher ist, mit welcher ausdauernden Treue und mit welchem immensen Fleiß noch der 60jährige seine sonntägliche Predigt vorbereitete und niederschrieb. All dies hatte nichts zu tun mit irgend einer Form von Gelehrtenehrgeiz; es geschah allein aus Respekt vor der heiligen Aufgabe, Gottes Wort in seiner ganzen Fülle auszubreiten. Und es geschah aus einem vorbildlichen Verantwortungsbewußtsein gegenüber seiner Gemeinde heraus.

Vielleicht sollten wir besser und deutlicher sagen: aus Liebe. Denn

das war wohl die innerste Triebfeder seines Wesens: die treubesorgte Liebe zu seiner ihm anvertrauten Gemeinde, zu jedem Nächsten, der seinen Weg kreuzte (wie jener Aussätzige, von dem ich an anderer Stelle erzählt habe.) Weil diese Liebe zu den Brüdern so stetig in ihm brannte, darum durfte er es nicht lassen, durch zwei oder drei Jahrzehnte hindurch gegen das Söldnerwesen von der Kanzel zu kämpfen. Ein Geschichtsschreiber unserer Tage sagt dazu (halb mitleidig, halb schadenfroh), er habe sich damit selber geschadet. Freilich schadete er sich und machte sich unbeliebt bei manchen Mächtigen und auch bei vielen Geringen, die verstrickt waren in das Pensionenwesen. Aber Comander schnitt sich lieber ins eigene Fleisch, als daß er sein Gewissen verletzt und die Liebe verleugnet hätte. Der bürgerliche Mut (Zivilcourage) ist eine seltene Pflanze; aber Heilpflanze ist dieser Mut erst eigentlich, wenn er verbunden ist mit Liebe. Bei Comander war beides beisammen.

Als Lehrer und Prediger besaß Comander die Gabe faßlicher und farbiger Darstellung. Er redete den Leuten nie nach dem Mund, erläutert aber schwierige Worte mit so geduldiger Einfühlung in das Fassungsvermögen ungelehrter Hörer, daß es auch für den Gelehrten immer spannend ist, ihm zuzuhören. Sein Kanzelwort wird nie zum akademischen Vortrag, aber noch weniger zur schlagworthaften Fanfare. Nicht selten wird seine Predigt zum Gespräch mit dem Hörer, indem er Einwände, Vorurteile, Fragen, Kritik, die er während der Woche vernommen, öffentlich vorbringt und dazu Stellung nimmt. So wirken diese langen Predigten (sie dauerten mindestens eine Stunde) nie langweilig. Ihre Würze lag (diesmal nicht in der Kürze, sondern) darin, neben anderm, daß die Gemeinde nicht einfach angepredigt oder angedonnert wird, sondern daß sie gleichsam ins Gespräch mit Gott kommt.

So kann man denn zusammenfassend sagen: der bedächtige, bescheidene, fleißige, von echter Bruderliebe bewegte Mann Comander, der volkstümliche Ausleger der Schrift, der unerschrockene und unbestechliche Priester – das war der Mann, den Chur und Graubünden an jenem Wendepunkt 1523 brauchte. Es war ein großes Geschenk Gottes, daß ein Mann von dieser Vorbereitung und der geschilderten persönlichen Art das Steuer der Gemeinde Chur in die Hand nehmen sollte. Das größere noch war, daß er trotz schweren Kämpfen und An-

feindungen, trotz unsäglichem persönlichem Leid, heimgesucht von Krankheit und Demütigungen, doch auszuhalten vermochte während 33 Jahren, bis zu seinem Tod im Jahr 1557. Den Dank dafür dem Geber aller guten Gabe auszusprechen und Ihn von Herzen zu loben, das ist der eigentliche Zweck dieses Abends.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Vortrages sein, den Hergang der Reformation in Chur zu erzählen. Die wichtigsten Etappen derselben sind der Gemeinde ja wohl bekannt aus der Schilderung des greisen, hochverdienten Kirchenhistorikers Emil Camenisch. Eine genaue Schilderung der Vorgänge würde den Rahmen dieser Stunde auch überschreiten. Dagegen mag es mir noch gestattet sein, nach zwei einzelnen Blickpunkten die Reformationszeit zu überprüfen.

Die erste Frage: welches waren neben Comander die eigentlichen Träger und Förderer der Reformation in Chur?

Die zweite: was war das Hauptinstrument, der Motor, mit dessen Hilfe die Erneuerung sich durchsetzte?

Die Träger der Reformation

a) Pfarrer und Lehrer

Nach den Trägern der Reformation gefragt, müssen wir in erster Linie die Gefährten Comanders nennen, in einem weitem und einem engem Sinn. Im weitem denken wir an die Schar großer Gestalten in den andern Städten, die dem Churer Reformator geistig zur Seite standen, ihn berieten und ihm mehr als einmal den sinkenden Mut stärkten. Unter ihnen sind drei von besonderer Bedeutung: Zwingli, Vadian und Bullinger. Ohne ihren führenden Einfluß ist die Erneuerung in Chur schwer denkbar. Wie oft hat doch Comander ihnen geschrieben, sie möchten für die bedrängten Brüder in Chur beten. Dieser stillste Dienst, unfaßbar und geheimnisvoll, sei hier unvergessen.

Dann aber die Mitarbeiter in der Nähe. Vor der Reformation waren sieben Priester und Kaplane im Stadtgebiet von Chur tätig (abgesehen vom Hof). Um 1530 amtierte als einziger Comander. Dann aber wurde ihm ein Kollege zur Seite gegeben, der die untere Stadt um die Regulakirche zu betreuen hatte. Es amtierten dort nacheinander zwei gebürtige Münstertaler. Der erste, Johannes Blasius, ein temperamentvoller Mann, hatte vorher der Gemeinde Malans gedient. Er wurde

ein Opfer der großen Pestepidemie von 1550. Sein Nachfolger zu St. Regula wurde Philipp Gallitius, der nach bewegten Jahren ebenfalls einige Zeit das Malanser Pfarramt verwaltet. Er sollte Comander um 9 Jahre überleben. Diese beiden sprachkundigen Männer und tüchtigen Theologen waren Comander vor allem dann unentbehrliche Helfer, wenn es um den Verkehr mit den romanischen und italienischen Gemeinden in den Drei Bünden ging. Auch den Verkehr mit den Zürichern haben sie ihm zum Teil abgenommen. Gallitius verdanken wir die kurzen Notizen über das letzte Lebensjahr Comanders.

Wir wenden uns einer andern Gruppe von Mitarbeitern zu: den Schulmeistern. Sie spielen eine wesentliche Rolle in der Reformationsgeschichte von Chur, und Comander hatte ihrer Hilfe viel zu danken. War es seine humanistische Ader, seine persönliche pädagogische Begabung oder das allgemeine Programm der reformatorischen Bewegung, was ihn dazu antrieb, jedenfalls drängte er von Anfang an auf den Ausbau eines guten Schulwesens und die Anstellung tüchtiger Lehrer. Uns heutigen will es selbstverständlich erscheinen, daß ein Gemeinwesen, und vollends ein städtisches, beträchtliche Kosten auf sich nimmt, um den Kindern eine tüchtige Ausbildung zu sichern. Wenn wir uns aber in damaliger Zeit in Städten von ähnlicher Größe wie Chur umsehen, etwa in Luzern, dann staunen wir, wie wenig wach der Opfersinn für die Schule war, wie zögernd und widerstrebend man an ihren Ausbau ging. Und man staunt, mit welcher Raschheit in Chur die deutsche Schule und verhältnismäßig bald auch die Lateinschule organisiert wurden. Und wie prächtige Lehrgestalten findet man in diesen beiden Häusern. Da ist der muntere Salzmann, ein St. Galler Rheintaler, von goldlauterm Charakter. Er wurde ein frühes Opfer der Pest. Da ist der gelehrte Schwabe Baling, ebenso ausgezeichnet durch Bescheidenheit wie durch Sprachbegabung und Lehrtalent, ein Gehilfe, dem Comander höchstes Lob spendet. Da ist endlich der feinnervige Pontisella, ein Bergeller von Herkunft, dem durch lange Jahre vergönnt war, die Lateinschule zu leiten. Und damit unter den treuen Jüngern des Evangeliums auch der Verräter nicht fehle, findet sich als Judas in der Schar der Lehrer jener unselige Simon Lemnius, der Münstertaler, der jahrelang bei Luther und Melanchthon in Wittenberg studiert hatte und nun in Chur sein Leben beschloß in nacktem Heidentum; ein Talent, das durch Undank und Eitelkeit scheiterte.

b) Der Rat

Weder die Stadtpfarrer, noch die Lehrer und Professoren, mochten sie noch so einig sein und noch so begeistert und geschickt ihre Sache vertreten, die Reformation durchzuführen vermochten sie nicht. Der Bischof und das Domkapitel hätten es vermocht. Jedoch der Bischof floh ins Ausland, seinen Aufgaben als Hirte ausweichend. Und das Domkapitel sperrte sich gegen jede Neuerung. Indem so die kompetenten kirchlichen Behörden Nein sagten, schien die ganze Reformation blockiert und nochmals hinausgeschoben auf ein künftiges Konzil, von dem man wohl verträöstend sprach, das aber in jeder Hinsicht ungewiß und fraglich erscheinen mußte.

Man stand vor einer Alternative: entweder verzichtete man auch jetzt wieder auf die längst fällige und längst versprochene Verbesserung der Kirche und ließ wieder einmal alles beim alten, oder aber – die politische Behörde griff ein und nahm die Sache der Kirche an die Hand. Ein Drittes gab es nicht mehr – sofern man nicht an Aufruhr und Willkür dachte, und davon wollte Comander nie etwas wissen.

Es war ein ungewöhnlicher Entscheid, als die Ratsherren von Chur beschlossen, die Kirchgemeinde in ihre obrigkeitliche Gewalt zu nehmen. Nicht nur ein ungewöhnlicher, sondern auch ein gefährlicher Beschluß für beiden Seiten, Kirchgemeinde und Räte. Denn diese mischten sich damit in ein Gebiet ein, in dem sie nicht zuständig waren (ein Vorgang, der selten gut herauskommt), und die Kirchgemeinde lief Gefahr, in ungesunder Weise an die politischen Instanzen gebunden und verkauft zu werden (ein Weg, der noch nie der Kirche und dem Volk Segen brachte). Es ist das Einzige, was man an der Kritik der Täufer, die sie an den Reformatoren übten, gelten lassen muß, daß sie den Schritt zum Staatskirchentum für verhängnisvoll ansahen und davor warnten. Tatsächlich ist auch bald da und dort, besonders im Luthertum, eine evangelische Kirche durch ihre Bindung an den Staat an Lähmung erkrankt und in ein Schattendasein versunken, wortreich und kraftlos.

Mit begründeter Sorge fragt man sich: wie wird das Ergebnis dieses gefährlichen Experiments in Chur und den Drei Bünden sein? Rückschauend müssen wir antworten (die Entwicklung zusammenfassend und vereinfachend): der Rat hat mit weiser Mäßigung sein

Schirmamt über die Kirchengemeinde ausgeübt, ihr auch nach 20 Jahren ein eigenes Organ gegeben; der Reformator aber und seine Gehilfen haben sich nie erniedrigt zu gefügigen Werkzeugen der weltlichen Obrigkeit, sondern blieben sich dessen bewußt, daß sie das Sprachrohr einer höhern Instanz bleiben müßten, wenn nicht der ganze Sinn der Reformation ins Gegenteil umgekehrt werden sollte. Es gehörte freilich ein großes Maß an Wachsamkeit dazu, auch an Tapferkeit und bisweilen prophetischem Trotz, um nicht langsam doch der Übermacht der Staatsgewalt, an die man ja ausgeliefert war, sich selbst ausgeliefert hatte, zu erliegen und liebevoll von ihr erdrückt zu werden.

Es zählt zu den ergreifenden Erlebnissen, im Einzelnen zu beobachten, wie Comander diese Versuchungen erkennt, durchschaut, sich zur Wehr setzt und alles aufs Spiel setzt, um ihr zu begegnen. Die Mächtigen mögen ihm drohen, die Magnaten können ihn würgen oder seine Verbannung fordern, zum Einlenken oder zum Schweigen oder zu einem faulen Kompromiß werden sie ihn nie bringen. Entweder wird er unter den Lastern und Sünden *auch* den Solddienst und die Bestechung der Häupter nennen in seiner Predigt oder er wird nicht mehr predigen in Chur. Entweder wird er den Nimbus des Soldatenlebens zerstören und das Handwerk des Söldners mit nackten Worten als das bezeichnen, was es ist: «d'Lüt z'tod schlahen»; er wird den reichen Pensionenbezügern ohne Umschweife ihr Verbrechen vorhalten und ebenso die Kornwucherer nicht schonen, er wird dies alles in Auslegung und Anwendung des göttlichen Wortes sagen, sagen dürfen – oder er wird fortziehen. «Nichts bindet mich an Chur», schreibt er einmal in trotzigem Unmut bei Anlaß eines Versuches des Rats, ihn zurückzubinden.

Wir fügen dem noch bei: Comander hat in diesem Programmpunkt sein Ziel nicht erreicht. Pensionenempfang und Solddienst blieben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in Schwung, und bis zum heutigen Tag findet diese dunkle Seite der ältern Eidgenossenschaft ihre Verteidiger und Lobredner. Wenn aber einzelne Kritiker Comander als politischen Dilettanten, der die Realitäten des Lebens nicht recht einzuschätzen wußte, beurteilen möchten, dann können wir nur antworten: die Geschichte selbst urteilt anders. Sie erzählt uns, daß später namenloses Leid über dies Land kam, weil man den treuen Warner nicht zur rech-

ten Zeit hatte hören wollen. Comander war der wirkliche Realist, der sein Urteil weder durch Soldatenromantik noch durch den trügerischen Schimmer des fremden Goldes sich trüben ließ.

Eines aber hat der Churer Prädikant damals schon erreicht, bei allem Mißerfolg im Einzelnen, nämlich: daß die Kirche nicht verkauft wurde an den Staat und nicht zum weichen Werkzeug der jeweiligen Obrigkeit wurde. Die politische Behörde aber anerkannte ihrerseits schließlich die Freiheit der Kirche und schützte mit weiser Zurückhaltung ihr Gedeihen, jene Fehler vermeidend, die in Zürich zeitweise verhängnisvoll sich auswirkten.

So darf man sagen, daß die Durchführung der Reformation durch Bürgermeister und Räte der Stadt geschah. Sie waren, in gewissem Sinn, die Träger der Erneuerung und taten das als Stellvertreter einer versagenden kirchlichen Oberbehörde in einer Weise, daß das Licht des Evangeliums nicht unter den Scheffel der Staatspolizei gestellt wurde.

c) Das Volk

Und doch wäre unsere Antwort auf die Frage, wer denn Träger der Durchführung der Reformation war, einseitig und fragwürdig, wenn wir zu dem eben Gesagten nicht ein letztes hinzufügen.

So wichtig auch der Beistand des Rates bei der praktischen und geordneten Durchführung der Reinigung der Kirche war, so unentbehrlich und verständnisvoll seine Hilfe – im tiefen Grunde vermochte er nicht sehr viel. Und der eigentliche Träger war nicht der Bürgermeister, sondern der gemeine Mann. Das Volk der Kirchgenossen, Männer und Frauen, stimmfähig oder nicht, sie alle, die die Predigt Comanders hörten, wieder und wieder sich sagen ließen, überwunden und gewonnen wurden durch diesen väterlichen Lehrer und Mahner, sie waren im entscheidenden Sinne die Reformatoren der Kirche. Man hat zwar nicht selten geklagt über den Wankelmut des Volkes (auch Campell, der ja gewiß die Churer so gut kannte wie seine Engadiner, stimmt in diese Klage ein). Und Comander hatte bisweilen ebenso Anlaß, darüber zu seufzen, besonders zur Zeit der Täuferbewegung. Aber er ist so gerecht, alles im richtigen Maß und Zusammenhang zu sehen und zu beurteilen. Seine Klage richtet sich darum mehr gegen die «Magnati» als gegen die «Plebei», und seine Anhänger sieht er vor

allem unter den letztern. Wenn man auch bisweilen einen Stimmungswechsel in den ländlichen Hochgerichten beobachtet, so wechselnd und unbeständig wie die Beschlüsse der Häupter auf den Bundstagen und Beitagen war doch das Volk nicht. Es hat die größere Treue zum Evangelium bewiesen und den Wankelmut seiner Diplomaten mißbilligt. Als in außenpolitisch kritischer Zeit das Domkapitel die Ausweisung Comanders dem Bundestag beantragte, waren es die Gemeinden, die einen solchen Befehl verhinderten. Und als in späterer, harter Zeit das Festhalten am evangelischen Bekenntnis nur Nachteil und Opfer bedeutete, da waren es wieder die Gemeinden, die diese Last auf sich nahmen.

Unter den verschiedensten Umständen zeigte es sich immer wieder mit aller Deutlichkeit: nicht eine Obrigkeit hatte den Bürgern das Evangelium aufgedrängt und behaftete sie dabei. Vielmehr waren es die einfachen Leute zu Stadt und Land, die das Evangelium wollten, als ihren Glauben erkannten und dafür zu opfern bereit waren. Man kennt rührende Beispiele dafür, wieviel es sich arme Leute kosten ließen, um eine Bibel erwerben zu können. Der evangelische Glaube hatte die Menschen gewonnen. Nicht die Polemik gegen Papst und Mönche, sondern das Zeugnis für Christus, den alleinigen Retter, die Mitte und Sonne des ganzen Christenglaubens, das war es, was den Hunger der Menschen stillten.

So war denn in der jungen evangelischen Kirche nicht mehr die Priesterhierarchie, und auch nicht die Staatsgewalt Träger und Garant des Bestandes, sondern die Gemeinde der Gläubigen selbst.

Die Predigt

Endlich und zuletzt prüfen wir noch, wodurch denn, mit welchem Instrument, das Volk für das Evangelium gewonnen wurde. So einfach kann es doch nicht gewesen sein, die Bürger dazu zu bewegen, all die vielen altgewohnten Gebräuche, die Weihen und Feiern, die Messe und die Beichte, den Glauben an die Heiligen und die Reliquien, das Vertrauen in die Vollmacht des Papstes und in die des Priesters etc. zu verlassen und der so ganz abweichenden Kirche Comanders sich anzuschließen. So rasch und beweglich, so neuerungssüchtig und leichtgläubig ist das Volk in den Bergen nicht, daß es eine Institution, die in

tausend Jahren heimisch geworden ist im Lande, eilig über Bord wirft. Wie brachte es denn aber Comander trotzdem fertig, den natürlich-konservativen Sinn seiner Kirchengenossen zu brechen und ihnen eine völlig neue Gemeindeordnung nicht nur für eine Weile schmackhaft, sondern auf die Dauer lieb und teuer zu machen? Wessen hat sich dieser Zauberer eigentlich bedient, um einfache Leute wie kluge Köpfe, Bauern und Handwerker, zu betören und seinen Ideen verfallen zu lassen?

Die Antwort muß lauten: mit keinem andern Mittel als mit dem der schriftgemäßen Predigt. – Diese Antwort mag diesem und jenem Hörer als zu einfach und leicht erscheinen, um ganz glaubhaft zu sein. Wenn man sich jedoch die Vernachlässigung der Predigt durch den niedern und besonders den hohen Klerus des späten Mittelalters vor Augen hält (– man hat dafür auch in Chur Beispiele –) will es einem schon einigermaßen glaubhafter erscheinen, daß ein Pfarrer, der so bedeutende Mühe auf die Predigt wandte und anregend zu sprechen verstand, dankbare Zuhörer und Anhänger fand. Der neue Predigtgottesdienst gab dem Besucher einfach mehr und stillte seinen geistigen Hunger.

Soweit wäre der Zulauf zur reformatorischen Predigt leicht zu erklären; in einer Zeit, da so wenig Bücher im Umlauf waren, doppelt leicht. Nun war aber diese Predigt nicht nur neu ihrem Inhalt nach und ansprechend nach ihrer Form, sie war nicht nur interessant und kurzweilig und somit ein Genuß für den Kirchengänger, sie bedeutete darüber hinaus immer einen unerhörten Anspruch an den Hörer. Sie war nicht Unterhaltung, sondern Aufrüttelung. Sie bedeutete nicht bloß Gabe, sondern ebensosehr Auftrag an jeden, der zugegen war. «Bessert euer Leben, tut Buße, kehret um», diese Anfangsworte der Predigt Johannes des Täufers wie der Predigt Jesu, waren auch Grundthema derjenigen Comanders.

Wer damals nach St. Martin kam in der Erwartung, hier werde nun einmal ohne viel Federlesens niedergerissen und zerschlagen, hier werde die große Emanzipation gepredigt, der mußte große Augen machen und zu seiner Überraschung feststellen, daß der neue Pfarrer ihm das Leben nicht leichter, sondern schwerer machte, daß er den Gelüsten nicht freien Lauf ließ, sondern sie in strenge Zucht nahm. Hier wurde nicht zerstört, vielmehr aufgebaut. Was zu glauben sei und was zu tun

sei, das wurde gerade nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt, sondern jeder mit eindringlichem Ernst daran erinnert, daß Jesus Christus der Hauptmann ist, dessen Wort und Wille verpflichtet. Abwendung von der alten Kirche, die so müde, nachlässig und nachsichtig geworden war, bedeutete also die Aufrichtung des Herrschaftsanspruches Christi über das ganze Leben, inneres und äußeres, privates und öffentliches. Und die neue Predigt beschränkte sich nicht darauf, diesen Anspruch in so allgemeiner Formulierung zu proklamieren (wie wir es hier tun), sondern in sehr konkreter Deutlichkeit wurde den einzelnen Ständen, den Jungen und den Alten, den Burschen und den Mädchen, gezeigt, was der Herr von einem jeden Christen fordert. Die Erneuerung der Kirche wurde also nicht erschlichen mit dem Vorgeben, der Mensch werde befreit von Pflichten. Die Freiheit, die die Reformatoren verkündeten, war nicht die Freiheit des Fleisches, sondern die Freiheit des geistigen Aufstehens zu echtem, ungeteiltem Gehorsam gegen Christus Jesus.

Das Erstaunliche ist nun aber, daß diese Botschaft gehört und angenommen wurde, trotzdem – oder gerade weil – sie Ernst machte mit den sittlichen Forderungen Jesu und seiner Apostel. Wohl sind viele erschrocken ob diesem Ernst, und einer äußerte entrüstet: «Botz, ich wont, wir soltend fryg syn, nun ists alls hin.» Niemand aber durfte sagen, er sei betrogen worden. Die Gemeinde wußte, was sie tat, als sie die Predigten Comanders nicht nur eine Weile, solange sie neu und überraschend war, wünschte, sondern sie dauernd verlangte und sich unter sie stellte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Gerade der klare Ernst der neuen Verkündigung, die nahtlose Einheit von Glauben und Handeln, das war es, was überzeugte und die Herzen der Redlichen, aller «biderben Lüt» gewonnen hat.

Wie bewußt dieser Sachverhalt den Gemeinden war, zeigt sich unzweideutig in jenen Gebieten (in einzelnen Gemeinen Herrschaften), die nach der Katastrophe von Kappel und am Gubel und dem 2. Landfrieden von 1531 durch die regierenden katholischen Orte vor die Frage gestellt wurden, ob sie nicht wieder zum alten Glauben zurückkehren wollten. Darauf wurde die erstaunliche Antwort gegeben, man wisse wohl, daß man es leichter hätte unter dem päpstlichen Glauben, aber wolle beim Evangelium bleiben.

Man blieb dabei auch in Chur, nicht auf irgend einen Druck von

oben hin, und nicht aus der Erwägung, Comander sei ein bequemerer Meister als der Bischof. Wie der Vergleich zwischen diesen beiden ausfallen würde, darüber wußten die Churer sehr genau Bescheid. Man blieb bei der evangelischen Predigt, weil man davon überzeugt worden war, daß sie den göttlichen Willen ganz ausrichtet und damit ganzen Ernst macht.

Das war die Predigt Comanders: Trägerin eines neuen Ethos, Aufrichtung des apostolischen Glaubensgehorsams.

Früchte

Die Früchte dieser Predigt im täglichen Leben der Stadt blieben nicht aus. Bald schon gab der Rat der neuen Lebenshaltung in Mandaten Ausdruck, die als Antwort auf die Verkündigung des Predigers zu werten sind und ein bekenndes Ja zu derselben bedeuteten. Eine bezeichnende Einzelheit in diesem Bestreben, die Stadt vom Gestrüpp wild wuchernder Laster zu reinigen, sei hier angeführt. Eines Tages, am 19. August 1528, erschienen vor dem Domkapitel Boten des städtischen Rates mit dem Begehren, es möchte auch auf dem Hof jegliches Schwören, Spielen und Zutrinken und andere Mißbräuche abgestellt werden, wie es in der Stadt schon geschehen sei. Das Kapitel antwortete, es habe dies schon früher vorgekehrt und werde erneut Anweisung geben, daß alles Unziemliche, wie in der Stadt, unterlassen werde. – Während einst vom Bischof die Christianisierung der Sitten und die Veredelung der Lebensformen ausgegangen war, mußte jetzt der städtische Rat die bischöfliche Kurie mahnen und dazu sehen, daß die Besserung auf dem Hof nicht bei bloßen Worten ihr Bewenden hatte.

Oftmals, bis in die 40er Jahre hinein, ist gegen den Reformator der Vorwurf erhoben worden, er sei ein Aufrührer. Nichts war verkehrter als dies Schlagwort. Comander bedeutete in Chur eine ordnende Macht. Aufruhr möchte man dagegen das nennen, was an Unsitte alles eingerissen war im Laufe des Mittelalters und wogegen sich die römische Kirche als machtlos erwies. Als Aufruhr und Neuerung müßte man all das bezeichnen, was im Laufe der Zeit, entgegen den biblischen Schriften, in der päpstlichen Kirche Eingang gefunden hatte. Indem jetzt all das ausgeschieden wurde und das gesamte Glauben und Le-

ben um den Mittelpunkt Christus zentriert wurde, erwies sich die junge evangelische Kirche als Sammlerin und Ordnerin. Gesundet, verjüngt und aufgerichtet ging der «biderbe Mann» von der Predigt zu St. Martin heim in sein Haus und zu seiner Arbeit

Als Johannes Comander im Februar 1557 starb, hinterließ er in Chur und Graubünden eine arme evangelische Kirche. Arm war sie insofern, als sie mit einem Minimum an Organisation auskommen mußte. Die zerstreuten evangelischen Gemeinden waren fast ganz selbständig, ohne straffe Leitung. Arm war diese Kirche an äußern Mitteln, denn die Einkünfte des Hochstiftes blieben den Domherren, auch als diese ins Ausland geflohen waren. Arm war die Kirche, weil es ihr um 1550 und 1560 immer noch mangelte an einer genügenden Zahl tüchtiger Pfarrer. Arm stand sie da – aber nicht armselig. Ein großer Reichtum war ihr erschlossen worden, Reichtum an biblischer Erkenntnis und an sittlicher Kraft. Und an diesem Reichtum ist sie gewachsen. Fremde Reisende, die zwei Jahrhunderte später die Alpentäler bereisten, waren erstaunt über die kraftvoll-selbständige Äußerung geistlichen Lebens in den Gemeinden, über ihre Gebefreudigkeit gegenüber notleidenden Brüdern, auch über die Leistungen ihrer Pfarrer. Jedermann wußte, wie hart das Los dieser Prädikanten war, und dennoch dieser Zudrang zum Amt, so daß längst nicht jedem Kandidaten eine eigene Pfarrei gegeben werden konnte. Es lebte darin noch jene Hingabe und Freudigkeit zum Predigtdienst, dem hohen Amt, da die Versöhnung predigt, wie wir sie hierzulande zum erstenmal aufleuchten sehen bei Johannes Comander, dem unser Dank gehört als einem begnadeten, auserwählten Werkzeug Jesu Christi.